

Für unsere Kinder

nr. 26 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Im Herbst. Von Heinrich Seidel. (Gedicht.) — So sind wir alle. Von Emma Dölg. — Zwei Heimgekehrte. Von Anastasius Grün. (Gedicht.) — Eine Floßfahrt auf dem Main; VIII. Im Kampf mit Sturm und Wellen. Von Heinrich Wandt. — Zottelohr. Von Von Ernest Seton Thompson. — Lügenmärchen. Aus Böhmes „Deutsches Kinderlied“. (Gedicht.)

○ ○ Im Herbst. ○ ○

Von Heinrich Seidel.

Was rauscht zu meinen Füßen so?
Es ist das falbe Laub vom Baum!
Wie stand es jüngst so blütenfroh
Am Waldessaum!

Was ruft zu meinen Häupten so?
Der Vogel ist's im Wanderflug,
Der noch vor kurzem sangesfroh
Zu Neste trug.

Mein ahnend Herz, was pochst du so?
Du fühlst den Pulsschlag der Natur,
Und dass verwehen wird also
Auch deine Spur!

○ ○ ○

So sind wir alle.

Auf der mit Teppichen belegten Treppe einer schmucken Villa an der Grenze von Berlin stand Lise neben ihrem Tragkorb. Die Zwölfjährige ging mit Filzschuhen und Pantoffeln handeln. Sie tat es ungern, obgleich sie gewöhnlich gut verkaufte. Es kam ihr so vor, als ob die Menschen dächten, ihr eine Gnade zu erweisen, wenn sie ihr etwas abnahmen und den geringsten Preis für die Ware zahlten. Das tat Lise weh, denn sie sah vor sich, wie daheim gearbeitet worden war, um die Schuhe und Pantoffeln fertig zu machen.

Wenn es in den großen Filzschuhfabriken zu tun gab, so arbeitete ihre Mutter als Seimarbeiterin für eine von ihnen. Lise mußte dann gewöhnlich das Holen und das Abliefern der Arbeit besorgen, damit die Mutter während dieser Zeit schaffen konnte. Das war

gewiß nicht leicht, denn das Mädchen mußte dann zweieinhalb Stunden weit wandern, den schweren Korb auf dem Rücken. Kam Lise von ihrem Marsche zurück, so gab es kein Ausruhen. Kaum hatte sie die schmalen Bissen hinuntergewürgt, so mußte sie an die Arbeit. Denn die Kinder mußten der Mutter tüchtig helfen. Die größeren nähten und der jüngste Bruder machte Pechdrähte und sädelte Nadeln ein. Wenn alle zusammen recht fleißig waren und bis tief in die Nacht hinein sich mühten, so gab es einen Verdienst von einer Mark, wenn's hoch kam, noch 25 Pfennig mehr. Trotzdem die Arbeit schwer war, verrichtete Lise sie doch viel lieber, als daß sie handeln ging. Aber zweimal im Jahre war stille Zeit, da gab's aus der Fabrik keine Arbeit. Die letzten Groschen wurden dann ausgegeben, um Filzsohlen, Oberstoff, Futter, Pechdraht und alle Zutaten für Pantoffeln zu kaufen, und sobald ein Posten davon fertig war, mußte Lise als Älteste zusehen, die Ware zu verkaufen. Der Vater verdiente ja nichts. Er war schon jahrelang krank, und Lise wußte, daß er niemals wieder gesund werden würde. Da hieß es denn für alle tüchtig zussaffen.

In die vornehme Villa, auf deren Treppe sie jetzt stand, hatte Lise sich heute erst gar nicht recht hineingewagt. Sie hatte aber so wenig verkauft, daß sie auf ihrem Wege kein Haus auslassen durfte. Weit konnte das Mädchen sowieso nicht mehr gehen, denn es war schon spät nachmittags, und der kurze Herbsttag ging bald zu Ende. Leise klingelte Lise und brachte dem sofort erscheinenden Dienstmädchen ihr Anliegen vor: „Brauchen Sie vielleicht Pantoffeln? Es ist alles gute Ware, meine Mutter macht die Pantoffeln selbst.“ Das Mädchen lächelte. „Nein, Kleine, ich brauche nichts. Aber warte mal. Die gnädige Frau sagte neulich, sie wollte sich ein Paar Pantoffeln kaufen, vielleicht nimmt sie dir etwas ab.“ Das Mädchen ging, und nach einiger Zeit erschien die Hausfrau. Lise hatte unterdessen guunterst aus ihrer Kiepe ein Palet seiner, weißsohliger Pantoffeln hervorgejucht. Nachdem sie schnell nach der Größe des Fußes gesehen hatte, hielt sie der Dame mehrere Paare zum Anprobieren entgegen. Dieser aber schien kein Paar recht zu sein. Bei dem einen

Paar gefiel ihr die Farbe nicht, und bei dem anderen hatte sie am Befatz oder an der Schnalle etwas auszusetzen. Offenbar machte ihr das Anprobieren Spaß, denn Lise mußte ihren ganzen Vorrat auspacken, zuletzt sogar die schweren Lederpantoffeln, die sie mitführte. Endlich fiel die Wahl der Dame auf eines der zuerst gemusterten Paare. Lise atmete auf. Da sie bei jedem Paare, welches sie zum Probieren gereicht hatte, gleich den Preis genannt, glaubte sie, der Handel sei so gut wie gemacht. Doch da hatte sie sich sehr geirrt. Die Dame begann nun zu feilschen. Sie verlangte den billigsten Preis zu wissen und bot die Hälfte davon für die Pantoffeln. Ganz entsetzt rechnete Lise der Dame vor, wieviel die Auslagen gekostet hatten, und daß bei dem geforderten Preise nur etwa 20 Pfennig Arbeitslohn blieben. Dafür hatten zu Hause Mutter und Kinder zwei Stunden mühsam gearbeitet, und das Hausieren kostete doch auch Zeit und war nicht leicht. Die Dame meinte jedoch, das ginge sie nichts an; 15 Pfennige wolle sie zu ihrem Angebot noch zulegen, mehr aber nicht. Als Lise darauf nicht eingehen konnte, hieß es: „Nun, so mach daß du fortkommst!“ Schwapp — flog die Korridortür zu.

Traurig und zornig packte die Kleine ihre Ware zusammen. Sie fühlte deutlich, daß die vornehme Frau sich gewiß in keinem Laden so benommen haben würde, wie gegen sie, das arme Hausierermädchen. Als sie wieder auf die Straße trat, trieb ihr der Herbstwind einen scharfen, kalten Sprühregen ins Gesicht. In diesem Hause aber wollte sie nicht eine Minute länger bleiben. Schnell breitete sie eine alte Gummidecke über ihre Kiepe und eilte dann im Sturmschritt an Gärten und eingezäunten Bauplätzen vorüber, der nächsten schützenden Hausflur zu.

Dort hatten Regen und Sturm schon eine bunte Gesellschaft zusammengeführt. Da stand ein junges, feingekleidetes Mädchen, das immerfort lachte und die Musikmappe schlenkerte. Ein junger Mann mit einem Zwickel hatte ein Paket Bücher und Hefte im Arme und blätterte in einem davon. Der ältere Herr daneben mit der würdevollen Miene war gewiß ein früherer Beamter, er schickte prüfende Blicke nach rechts und links. Den größten Platz nahm eine dicke Frau mit langer Uhrkette und glänzenden Ringen an den kurzen Fingern ein. Das Unwetter tobte gerade mit doppelter Wucht, so daß Lise fast wie ein Windstoß in die Hausflur getrieben wurde. Sie setzte ihren

Tragkorb in eine Ecke und überlegte, was sie weiter tun sollte. Wenn der Regen etwas nachließ, wollte sie lieber für heut nach Hause gehen. Es fing schon an zu dämmern, und ehe sie nach ihrem Heimatdorf kam, war es sicher Nacht. Vielleicht hatte sie an einem anderen Tage mehr Glück. Die Kleine hatte weder die halb erstaunten, halb empörten Blicke der Gesellschaft um sie herum gesehen, noch hörte sie auf die brockenweise geführte Unterhaltung. Endlich aber wurde sie angesprochen. Die dicke Dame stand in all ihrer Pracht vor ihr und frug in strengem Tone: „Sag' mal, warum gehst du in dieser Kälte barfuß? Kannst du nicht wenigstens Schuhe anziehen?“

Lise war über diese Frage sehr erstaunt. Sie war gegen Wind und Wetter abgehärtet, und deshalb kam es ihr gar nicht so kalt vor. Ruhig sagte sie, daß sie gar keine Schuhe habe. Zu Hause habe sie wohl ein Paar Holzpantoffeln, aber darin ließe es sich schwer laufen und sie würde zu leicht müde, wenn sie die an den Füßen hätte. Nun wurde Lise weiter ausgefragt, weshalb sie nicht wenigstens ein Tuch umhabe, wo sie wohne, wie es bei ihr zu Hause zugehe, wie lange ihr Vater schon krank sei, was ihre Mutter verdiene, was sie heute zu Mittag gegessen habe und vieles andere noch. Lise antwortete immer kürzer und widerwilliger. Was ging das alles diese Leute an. Sie hörte aus den Fragen zu deutlich die Neugierde und dabei einen gewissen Zweifel an ihren Antworten heraus.

Der Regen hatte unterdessen etwas nachgelassen, und so machte sich Lise zum Gehen bereit. Da mischte sich der junge Mann in die Unterhaltung, der bisher geschwiegen hatte. Er meinte, es sei doch eine ganz tüchtige Leistung, heute noch mit dem schwer bepacten Tragkorb nach dem zwei Stunden entfernten Dorfe zu gehen, das Lise genannt hatte. Da kam er aber schön an! Die dicke Frau wurde vor Eifer über und über rot und konnte gar nicht schnell genug antworten. „Ach du lieber Gott, das glauben Sie? Haben Sie denn nicht bemerkt, wie die Krabbe bei jeder Frage immer verlegener und verstockter wurde? Den weiten Ort wird sie schon deshalb angegeben haben, damit man nicht so leicht nachforschen kann, was alles sie gelogen hat.“ Der alte Herr setzte bedächtig hinzu: „Ja, ja, die ziehen sich heimlich Schuhe und Strümpfe aus und verstecken sie in irgend einem Kellerloch oder auf dem Boden, und die armen Eltern wundern sich dann, wo die Bande den Schnupfen her-

kriegt. Was das Mädchen uns geantwortet hat, ist ja sinnlos. Wie könnte eine Familie mit so wenig leben, wie sie gesagt hat; das gibt es gar nicht."

Lise starrte die beiden klugen Leute ganz fassungslos an. Sie wollte sich verteidigen, aber es war ihr, als ob in ihrem Halse langsam eine feste Kugel emporstiege. Sie wußte, daß sie jetzt bei dem ersten Worte, das sie sagte, in Tränen ausbrechen würde. Und vor diesen Menschen wollte sie nicht weinen! Mitten in ihrem großen Zorn kam ihr plötzlich ein Gedanke, der all ihre Empörung und ihren Schmerz spurlos fortsetzte. Sie wußte mit einem Mal, warum diese Leute ihr nicht glaubten. Weil sie selbst noch nie Not gelitten hatten, konnten sie nicht begreifen, daß es solche Not gab, wie daheim bei ihr. Sie konnten auch nicht verstehen, daß schon die Kinder ihr Teil von dieser Not tragen und tapfer dagegen kämpfen mußten. Ob wohl die dicke Dame so mutig und raslos arbeiten konnte wie die Mutter zu Hause? Ob wohl das naserümpfende Backfischchen die Kraft hatte wie sie selbst, nachts aufzusitzen und zu nähen, am Tage bei Wind und Wetter hausieren zu gehen? So fragte sich das Mädchen, und mit stolzer Freude empfand die kleine verachtete und beschimpfte Hausiererin, daß sie mehr konnte als diese Herrschaften. Sie konnte Not ertragen und für ihr Leben arbeiten. Was den Leuten da als etwas Unerhörtes, Unglaubwürdiges erschien, daß durchlebte sie Tag für Tag, und dabei hatte sie noch ihre kleinen und großen Freuden! Und nicht nur sie allein; ihre Mutter und Geschwister und viele, viele andere, die sie kannte, arbeiteten wie sie und lebten wie sie. Täglich erkämpften sie arbeitend ihr Stück Brot. Waren die nicht alle viel mutiger und stärker als die Leute hier, die sie der Lüge ziehen? Lise sah ihre Umgebung fast mitleidig an, und während sie ihre Kiepe auf den Rücken nahm, sagte sie: „Ob Sie mir glauben oder nicht, das ist mir ganz gleich; aber wenn Sie mir nicht glauben, warum fragen Sie dann immer weiter?“ Damit ging sie hinaus. Hinter ihr klang ein Durcheinander von scheltenden Worten. „Unverschämt! So eine freche Kröte! Aber so sind sie alle.“ Lise kam sich so stark vor, daß sie hell auflacht. Sie reckte sich so gerade empor, wie es die schwere Last auf ihrem Rücken nur immer erlaubte, und während sie in der zunehmenden Dämmerung schnell dahinschritt, sprach sie lächelnd vor sich hin: „Ja, so sind wir alle, alle.“ Emma Döts.

Zwei Heimgekehrte.

Von Anastasius Grün.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode ist,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehen? Erzählt einmal!“

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehen? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

Der andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

o o o

Eine Floßfahrt auf dem Main.

VIII. Im Kampf mit Sturm und Wellen.

Die Prophezeiung des „langen Schorsch“, unseres braven Steuerannes, wir würden weiter schönes Wetter haben, ging leider nicht in Erfüllung. Als wir zur gewöhnlichen Morgenstunde von unserem Stroslager aufstanden und zur Bretterhütte hinaustraten, um die Anker zu lösen, waren wir noch von dichtem Nebel umhüllt. Auf eine größere Entfernung als zehn Schritte ließ er nicht das Geringste mehr erkennen. Statt der aufgehenden Sonne, deren warme Strahlen sich an den anderen Tagen über die waldigen Berg Rücken stahlen und die Wasserfluten schimmernd verklärten, begrüßte uns ein feuchtkalter, heftiger Wind, der über die Stromfläche frisch und einem ins Gesicht fuhr, daß man fröstelte. Was man vom Himmel sehen konnte, war bleigrau, und dicke, trübe Wolken hingen tief herab. Diesmal war richtiges Wetterprophezeien leicht. „Fetttheine“ betrachtete sich eine Weile tiefsinnig die mißlichen Wetterzeichen und schnupfte aus Arger eine Prise nach der anderen. Als er darauf den Ausspruch tat: „Wir kriegen ein Hundewetter“, begegnete er keinem Widerspruch. Wegen des starken Nebels, der viel länger als sonst über dem Wasser lagerte, konnten wir erst eine

volle Stunde später als gewöhnlich die Anker lösen und weiterfahren. Jeder Flößer hatte seinen Wettermantel mitgenommen, um gegen das drohende Unwetter gewappnet zu sein.

Aber es regnete vorerst noch nicht, und ohne naß zu werden besamen wir gegen acht Uhr die bayerische Stadt Aschaffenburg am rechten Mainufer in Sicht. Sie hat ihren Namen nach dem kleinen Flüsschen „Aschaff“, das hier in den Main einmündet, und der festen Burg, die auf der Anhöhe von den Römern erbaut wurde und ihren Legionen als Standquartier diente. Auch im Mittelalter, als die Stadt zum Kurfürstentum Mainz gehörte, war ihre Feste ansehnlich und berühmt. An der Stelle, wo der Main als natürliche Verkehrsstraße aus dem waldigen Bergland des Speessarts und Obenwaldes in die mittelschleifische Tiefebene hinaustritt, auf steilem Uferlande erbaut, schützte und beherrschte sie zugleich weithin das Land. Mächtig erhebt sich am Ufer das große Schloß von Aschaffenburg, die „Johannisburg“. Es wurde in den Jahren 1605 bis 1614 ganz aus dem roten, leuchtenden Sandstein erstellt, den die großen Brüche im nahen Speessart boten. Das Schloß ist ein stattlicher, großartiger Bau, der herrlich über dem breiten Strom aufragt. Er hat die Form eines riesigen Quadrats, von dem jede Seite 92 Meter mißt. An den vier Ecken hält ein starker Turm, der 58 Meter hoch ist, trotzig Schildwache. Fenster reiht sich an Fenster. Bei schönem Wetter, wenn sich die leuchtenden Sonnenstrahlen in den Hunderten von glühenden Glascheiben brechen, muß der hochragende Prachtbau wie ein wundervoller Feenpalast anmuten. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert beherbergten seine prunkenden Säle oft die Kurfürsten-Erzbischöfe von Mainz, namentlich wenn diese ihre großen Jagden im wildreichen Speessartwalde abhielten. Auch dem Schwedenkönig Gustav Adolf, den seine Kriegszüge nach Aschaffenburg führten, gefiel das prächtige Schloß sehr gut. Er meinte, es habe nur den einen Fehler, daß man es nicht auf zwei Walzen setzen und nach Schweden rollen könne.

Die Flößer und auch ich hatten Briefe an das Gasthaus „Zum wilden Mann“ in Aschaffenburg adressieren lassen. Es wurde also ausgemacht, daß der Koch und ich hinüberrudern sollten, um die „Post“ zu holen. Mancher erwartete mit Schmerzen einen Brief von zu Hause, der erzählen sollte, wie es der Frau

und den Kindern ging. Denn die abgehärteten Flößer, die jahraus jahrein viel Zeit von der trauten Heimat weg auf dem Wasser sind, werden oft genug vom Heimweh überfallen. Sie sehnen sich zurück in die heimischen Tannenwälder des Fichtelgebirges, zurück in ihre ärmliche Hütte und in den Kreis ihrer Lieben. Wie glänzen dann die Gesichter, wenn die großen starken Hände den Bogen auseinanderfalten, auf dem von der Heimat geschrieben steht! — So stiegen wir beide denn in den Nachen, und der „Dicke“ legte sich fest an die Ruder, um, wie er sagte, noch vor dem Regen wieder aufs Floß zurückzukommen. Das Ufer war bald erreicht und der Rahn angebunden. Der „Wilde Mann“ lag nahe der Mainbrücke, und der behäbige Wirt händigte uns ein ganzes Paket Briefe ein. Nachdem wir noch einen frischen Morgentrunf eingenommen hatten, gingen wir weiter. Der Koch wollte noch einiges einkaufen, und ich schlenderte die alte, bergan führende, holprig gepflasterte Gasse zur Stadtkirche hinauf, um mir diese in der Zwischenzeit anzusehen. Es ist ein uraltes, hübsches Kirchlein, das in seinen Anfängen bis zum Jahre 980 zurückreicht und dem heiligen Peter und Alexander geweiht ist. Weiter draußen am Mainufer beschaute ich das „Pompejanum“, eine römische Villa, die König Ludwig von Bayern in den Jahren 1842 bis 1849 erbauen ließ. Ihr Vorbild ist ein Bau, der in Pompeji ausgegraben wurde und das Landhaus des Castor und Pollux genannt wird. Drangen- und Zypressenbäume beschatten das zierliche Pompejanum, dessen Inneres ein getreues Bild davon gibt, wie die häuslichen Einrichtungen der reichen und gebildeten Römer waren.

Der Himmel hatte sich unterdessen immer bedrohlicher verdüstert, und kaum hatten der Koch und ich den Nachen bestiegen, um zu unseren Kameraden zurückzurudern, so setzte auch schon ein häßlicher Regen ein, der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Wir waren wirklich froh, als wir nach beinahe einstündiger Rahnfahrt unser „Hüttenfloß“ mit seinem schützenden Dache erreichten. Unser „Dicke“, der sich pustend seiner durchnässten Oberkleider entledigte, hatte bald im Herde ein gewaltiges Feuer angezündet, an dem wir uns trocknen und erwärmen konnten. Unsere Gefährten hatten es lange nicht so gut wie wir zwei, sie mußten bei Sturm und Regenwetter auf ihrem Posten aushalten. Kalt und rauh peitschte ihnen der

Wind ins Gesicht, und die durchweichten Kleider klebten ihnen vor Mässe am Leibe. Die Flößer aber durften an nichts denken als an ihre Arbeit, die um viel schwerer als sonst war und gefährlich noch obendrein. Hier auf dem unteren Main, wo die Schifffahrt eine sehr rege ist, begegneten wir immer mehr Schlepperzügen und Kettenbooten, die stromaufwärts fahren. Da war die Gefahr eines schlimmen Zusammenstoßes sehr groß. Darum hieß es für die Flößer: aushalten und scharf Achtung haben, um unseren Zug ungefährdet seinem Ziele zuzuführen.

Je weiter wir die bayerischen Mainufer im Rücken ließen, desto mehr brach das Unwetter entseßelt los. Wir schwammen rasch ins ebene Land hinaus, und das waldige Spessartgebirge am rechten Mainufer wurde immer mehr zu einer dunstigen Linie im Hintergrunde und verschwand endlich ganz. Weder rechts noch links grüßten hochaufgemauerte Fürstenschlösser über grünem Walde oder blickten zersallene Raubritterburgen zum Strome herab. Der hatte aber auch längst seine schöne blaugrüne Farbe verloren und wälzte schmutzig graue Wellen vorwärts, die trüber wurden, je weiter wir stromabwärts kamen, und je mehr an beiden Ufern qualmende Fabrikshote zum Himmel emporragten. Der Koch fing nun keine Fische mehr. Sie waren in diesem Teile des Stromes schlecht und ungenießbar, wie er sagte. Unser Kochwasser für die nächsten Tage hatten wir schon vor Aschaffenburg auf Vorrat eingenommen. Denn diese Stadt mit ihren etwa 16 000 Einwohnern und ihren großen Buntpapierfabriken ist gleichsam an der Grenze des Industriereiches gelegen, in das der Main eingetreten war. An seinen Ufern liegt nun Fabrikort an Fabrikort, und der helle Strom wird von den Abwässern der größeren Betriebe verunreinigt. Die mauerungürteten Städtchen am Ufer hörten auf und machten neugierig angelegten Orten Platz. Dichtes Röhricht, das allerhand geflügeltem Getier zum Aufenthalt diente, zog sich den Strand entlang, und zuweilen flatterte ein Schwarm Möwen über unseren Häuptern hin. Durch den grauen Dunstschleier, den der anhaltende Regen über die Gegend gebreitet hatte, grüßte vom linken Ufer das altertümliche Städtchen Seligenstadt herüber. An seine einstige Bedeutung erinnerten die Ruine der uralten fränkischen Kaiserpfalz „rotes Schloß“ und das gleichaltrige Benediktinerkloster. Der Sage nach birgt es in seiner ehrwürdigen Abteikirche die

Gebeine Einhard's, des altfränkischen Geschichtschreibers, und seiner Emma, Karls des Großen Tochter.

Unter Sturm und Regen wurden unsere Fahrzeuge von den wilderregten Wellen wie Kinderspielzeuge vorwärts gerissen. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Wir näherten uns dem hessischen Städtchen Großsteinheim am linken Mainufer und damit der gefährlichsten Stelle für die Floßschifffahrt, die der Main in seinem vielgekrümmten Laufe aufweist. Der Strom macht hier ein jähes scharfes Eck, und die dadurch entstehende reißende Strömung wird den langen Flößen gefährlich und droht, sie an das Ufer zu werfen und zu zerschellen. Bei starkem Sturm genügt eine einzige Unvorsichtigkeit der Flößer, ein kurzer Augenblick des Nachlassens ihrer zusammengekrachten Kraft, und das Schicksal des Fahrzeugs ist besiegelt. Schon mancher wackere Flößer hat hier in treuer Diensterfüllung im Kampfe mit dem reißenden Element seinen schnellen Tod und fern von der trauten Heimat und seinen Lieben ein kühles Grab in fremder Erde gefunden.

Eine wertvolle Hilfe im Kampfe gegen die tosende Flut leistet den Flößern der sogenannte „tote Baum“. Das ist ein starker Baumstamm, der ganz außen an beiden Längsseiten des Floßes angebracht ist. Der „tote Baum“ ist mit seinem unteren Ende fest mit dem Floße verbunden, so daß ein Losreißen unmöglich ist. Mit seinem oberen Ende ist er, solange man seiner nicht bedarf, mittels eines großen, starken Seils am Fahrzeug befestigt. Je nachdem nun die Strömung anfängt, nach rechts oder links stark zu reißen, läßt man den „toten Baum“ auf der entgegengesetzten Seite ins Wasser. Ein Flößer löst das eine Tauende, hält es fest und springt rückwärts, indem er zugleich mit aller Kraft an dem starken Seile zieht, so daß der „tote Baum“ einen Bogen beschreibt und sich zur Seite des Fahrzeugs quer ins Wasser legt. Selbstverständlich muß der Flößer seine ganze Kraft anwenden, um den angefeilten Stamm zu halten, damit dieser nicht von den reißenden Wellen wieder zurückgeschlagen wird. Da hebt ein jähes Ringen an, wer der Stärkere ist, der wackere Flößer oder die wilde Strömung. Der quer im Wasser schwimmende Stamm ist ein Wellenbrecher, die tobenden Wasser stoßen sich an ihm, und dadurch wird ihre wilde Wut gedämpft und die Gefahr geschwächt, daß ein Floß am Ufer aufrennt.

Gegen Mittag hatten wir die gefährliche Stelle erreicht. Ungeschwächt raste der Sturm und peitschte die wilden Wellen zu Gischt, der hochaufliegend den heldenmütigen Flößern ins Gesicht geworfen ward. Wie kleine Sturzbäche troff es von ihren Wettermänteln. Unser Floß war das erste, das die Feuerprobe am scharfen Eck bestehen mußte. Die nötigen Vorbereitungen zum Passieren waren getroffen. Die hinter uns schwimmenden Flöße hatten die Schnelligkeit ihrer Fahrt ganz bedeutend verlangsamt, um einander den nötigen Vorsprung zu geben und nicht von der Strömung aufeinander geworfen zu werden. Unser „Dicke“, in dessen festen Armen eine erstaunliche Kraft lag, hatte die größte und stärkste Stange ergriffen und war dem jungen Rudolf am hinteren Ende des Floßes zur Hilfe geeilt. Trotz seines jugendlichen Alters stand der schweigend und ernst im grimmen Unwetter auf seinem Posten und führte mit aller Kraft den Kampf gegen das reißende Element. Der Floßführer drehte den „Steuerbaum“, daß es eine Art hatte, und vorn stand der „lange Schorsch“ und stemmte mit ganzer Wucht seine Stange in den Grund. Der Sturm raste stärker, und die Wellen schäumten, schlugen höher, immer höher. Ha—li—ha!—lo! Die Strömung!

Ein gewaltiger Ruck —, blitzschnell wurde unser Floß von der Strömung dahingetragen. Von allen Seiten stürzten Wassermassen über die Stämme. Schleunigst flüchtete ich Untundiger auf das Hüttendach. Ich kam mir erbärmlich hilflos und so überflüssig vor wie ein Faulpelz inmitten fleißiger Leute. Klatschend schlug der Regen von Windstößen geschleudert hernieder, und heulend fuhr der Sturm daher. Wilde Strudel brausten gegen das Floß, schwirrend und zischend flog der schneeweiße Gischt an ihm empor. Rauschend, wogend und tosend, in wilder Wut, mit gurgelndem Laut heischte die heutzutageige Flut das zerbrechliche Fahrzeug als Opfer, um es am Ufer in tausend Stücke zu zerschellen! Aber trotzig-lühn, die Zähne aufeinandergepreßt, im stummen Kampfe gegen das Element mit den sehnigen Armen weit ausholend, um die langen Stangen in den Grund zu stoßen und wieder heraufzureißen, standen die wackeren Flößer wie Mauern so fest. Ha—li—ha!—lo! — Aufgepaßt!

Waren das nicht auch Helden? Größere Helden als viele Fürsten und Generäle, von denen ich in der Schule gehört hatte? Sehten

sie nicht ihr Leben für ihre Pflicht ein, und das ohne zu töten, ohne zu zerstören? Am Ende des scharfen Eckes kam die reißende Flut mit verdoppelter Macht gegen das Fahrzeug herangerast. Zischend und brausend, vom Sturm getrieben, wirft sie sich gegen das gefährdete Floß. In toller Wut jagt sie immer wieder heran. Die grauen Stadtmauern von Großsteinheim steigen im Regendunst finster und drohend am Ufer auf, gegen sie will die Flut im rasenden Born unser Fahrzeug schleudern.

„Den toten Baum raus!“ Gellend hat des Floßführers Ruf das Heulen des Sturmes übertönt. Ein Klirren — der Koch hat seine Stange beiseite geworfen und in mächtigen Sähen springt der gemüthliche „Dicke“ nun vom unteren Floßende herbei. Flink löst er das Tau und springt rückwärts, es in den Händen haltend. Er zieht mit aller Kraft daran, er spreizt die Beine, dunkelrot wird sein rundes Gesicht vor Anstrengung. Er zerrt und zerrt, ein paar gewaltige Rucke und der „tote Baum“ schwimmt quer neben dem Floße im Wasser. Der „Dicke“ zieht und hält und steht fest, als wäre er eingewurzelt. Wütend fallen die Fluten über den quertreibenden Stamm her. Unser wackerer Küchenmeister hält ihrem wilden Reizen tapfer stand und meistert mit seiner Kraft ihre zerstörende Wut. Aber auch die anderen auf dem Floße müssen sich mit ganzer Wucht gegen die stürmenden Wogen stemmen. Gewaltig, daß es knirscht und knarrt zwischen den Stammreihen, drückt der Floßführer den Steuerbaum nach dem Großsteinheimer Ufer. Vom stürmischen Regen gepeitscht steht am oberen Ende des Fahrzeugs der „lange Schorsch“, am unteren der junge Rudolf. Blitzschnell stoßen sie ihre langen Stangen in den Grund, holen sie wieder herauf und schnellen mit ihnen hoch vom Boden empor, wenn es gilt, sich der reißenden Flut entgegenzustemmen. Dazu gehört große, geübte Geschicklichkeit, und nur gute Flößer bringen das fertig. Bei dem schnellen Auf- und Abspringen an der senkrecht eingestoßenen Stange bekommt man leicht das Übergewicht und wird in die Flut hinausgeschleudert. Nicht jeder, dem das geschieht, kehrt auf das Floß zurück!

Wir hatten bald das Schwerste überstanden. Das scharfe Eck war glücklich passiert, und der Sturm begann ein wenig nachzulassen. Der Floßführer und der Koch sprangen nun in den Nachen und ruderten eiligst rückwärts, um den anderen Flößen beim Passieren des ge-

fährlichen Gekes beizustehen. Wir schwammen bereits an der preussischen Stadt Hanau vorüber, die am rechten Mainufer liegt, als die beiden ziemlich erschöpft zu unserem „Hüttenfloss“ zurückkehrten. Sie brachten freudige Kunde: kein einziges der sechs anderen Flöße hatte einen Schaden erlitten. Das Wetter besserte sich merklich und in frischer Stimmung trieben wir dahin. Der Tag neigte sich dem Ende zu, als wir die hessische Stadt Offenbach am linken Mainufer erreichten. Hinter ihr, vor den Toren der reichen Stadt Frankfurt, verankerten wir die Flöße. Die bestandene Gefahr war das Hauptthema der Gespräche am Spätabend und dann mein — Abschied! Es war der letzte Abend, den ich in der engen Flößerhütte, im Kreise der tüchtigen Männer verlebte, zum letztenmal tat ich der vielbewährten Kunst unseres würdigen Kochs alle Ehre an. In Frankfurt wollte ich an Land, um mich in dieser altberühmten Handelsstadt umzusehen, wo deutsche Kaiser tagten und der unsterbliche Dichterkönig Goethe geboren wurde. Dann sollte es zu Fuß wieder südwärts gehen, dem heimathlichen Schwabenland zu.

Golden stieg die Sonne am anderen Morgen wieder auf, als ich Abschied nahm. Rosig verklärt lag das riesige Häusermeer von Frankfurt mit seinen Kuppeln und Thürmen vor uns. Ich drückte kräftig die schwieligen Hände der braven Menschen. Lebt wohl! Auf Wiedersehen! An der alten Mainbrücke setzten mich der Koch und der Floßführer über. Bald stand ich oben neben dem Denkmal Karls des Großen und schaute hinunter auf den lebenswimmelnden Strom. Langsam glitten die einzelnen Flöße abwärts. Wieder und wieder winkte ich den Freunden mit meinem Taschentuch, während sie grüßend die langen Stangen schwenkten. Lebt wohl! Auf Wiedersehen! Langsam entschwand eines nach dem anderen der sieben Flöße. Auf dem letzten stand der fidele „Fetttheine“ und hielt die Tröstlerin in aller Not — die Schnupftabakdose in der Hand. Langsam drehte ich dem Main den Rücken und wanderte dem hochragenden Frankfurter Kaiserdom zu. „Auf Wiedersehen im nächsten Frühjahr!“ hatten die Flößer noch von ferne gerufen. Ja, auf Wiedersehen! Vielleicht macht ihr dann die Reise mit, Buben und Mädchen! Wollt ihr? Heinrich Wandt.

○○○

Zotteloehr.*

Das rauschende Schilf am Teichstrand neigte sich und verbarg das warme, trauliche Nest, wo Zotteloehrs Mutter ihren Einzigen versteckt hielt. Sie deckte ihn mit zarten Grashalmen warm zu, und ihr letzter mütterlicher Rat war wie immer: „Bleib still liegen und halte den Mund, mag kommen, was da will!“ Zotteloehr, obwohl im warmen Bettchen, dachte natürlich nicht an Schlafen, und mit seinen klugen Auglein musterte er das Stück seiner kleinen, grünen Welt, das sich über ihm auftat. Dort oben schimpften sich eine Eister und ein Gichläschchen, zwei gar berüchtigte Mausehasen, gegenseitig Diebe, und einmal war Zottels Heimatsbusch sogar der Mittelpunkt eines hitzigen Kampfes. Eine Goldammer erwischte einen blauen Schmetterling kaum sechs Zoll vor seiner Nase, und ein purpurrot und schwarz getüpfelter Marienkäfer, mit seinen kulpigen Fühlern winkend, machte gravitatisch einen langen Spaziergang einen Grashalm hinauf, einen anderen hinab, quer durch das Nest und gerade über Zottels Nase. Jedoch Zotteloehr rührte sich nicht und überwand es sogar, zu blinzeln oder zu niesen.

Nach einer Weile hörte er ein fremdartiges Rascheln im Laub des nahen Dickichts, ein eintöniges, ununterbrochenes Rauschen, und obwohl er es bald hier bald dort vernahm, es kam näher und näher, aber Tritte waren es nicht. Zottel hatte sein ganzes Leben (er war dazumal drei Wochen alt) im Moore zugebracht, und dennoch hatte er niemals etwas derartiges gehört. Seine Neugierde war natürlich aufs höchste gespannt. Die Mutter hatte ihm zwar anbefohlen, still liegen zu bleiben, aber nur im Falle einer Gefahr, und dieses fremdartige Geräusch ohne vernehmbare Tritte konnte gewiß nichts Gefährliches bedeuten.

Das leise Rascheln ging dicht an ihm vorüber, dann zur Rechten, dann wieder zurück und schien sich schließlich zu entfernen. Zottel wußte sofort, was zu tun sei, denn er war ja kein Baby, es war seine Pflicht als Hase, zu erfahren, was es da gab. Er erhob langsam seinen weichen, rundlichen Körper auf den flaumenbedeckten, kurzen Beinchen, schob den dicken Kopf über die schützende Wand des Nestes und lugte neugierig hinaus in den Wald. Da er nichts Besonderes entdeckte

* Aus dem bereits empfohlenen prächtigen Buche „Bingo und andere Tiergeschichten“. Verlag: Kosmos, Stuttgart.

konnte, machte er einen Schritt vorwärts und — befand sich Auge in Auge mit einer ungeheuren, schwarzen Schlange.

„Mama“, kreischte Zottelohr in tödlichem Entsetzen, als das Ungeheuer auf ihn zuschoß. Mit aller aufwendbaren Kraft seiner schwachen Beinchen versuchte er zu laufen. Aber wie der Blitz hatte ihn die Schlange am Ohr und wickelte sich voll gieriger Lust um das hilflose kleine Häschen, das sie sich zum Mittagsmahl außerkoren.

„Mama, Mama,“ leuchte der arme Kleine, als das grausame Ungetüm begann, ihn langsam zu Tode zu würgen. Bald, gar bald würde des Kleinen Schrei verstummt sein, aber da kam Hilfe in der Not; mit langen, atemlosen Sätzen kam durch den Wald — die Mutter. Nicht länger mehr eine scheue, furchtsame Häsfin, stets bereit, auch vor einem Schatten davonzulaufen — die Mutterliebe war in ihr erwacht. Der Hilfeschrei ihres Einzigen hatte sie mit der Tapferkeit einer Heldin erfüllt, und — hopp, setzte sie über den ekelhaften Wurm. Beim Sprunge schlug sie mit ihren starken, scharfbewaffneten Hinterläufen kräftig aus und versetzte der Schlange einen solchen Schlag, daß sie sich vor Schmerzen krümmte und vor Wut zischte.

„Mama,“ wimmerte ganz schwach ihr Kleinod. Und die Mutter wiederholte ihre Sprünge wieder und wieder und schlug heftiger und ungestümer bei jedem Satz, bis das abscheuliche Gewürm Zottels Ohr fahren ließ und nach der Alten schnappte, aber alles, was es erwischen konnte, war ein Flöckchen Wolle. Der Häsfin tausende Hiebe gingen an, ihre Wirkung zu zeigen, denn lange, blutige Striemen waren in den Panzer des schwarzen Ungetüms gerissen.

Die Sache begann der Schlange ungemütlich zu werden, und indem sie sich für den nächsten Angriff vorbereitete, lockerte sich der eiserne Griff, mit dem sie das kleine Häschen umklammerte, das sich sofort aus der furchtbaren Umschlingung herauswickelte und im Niederholz verschwand, außer Atem und zu Tode entsetzt, aber unverfehrt bis auf sein linkes Ohr, das vom scharfen Zahn arg zerfehrt war.

Die Mutter hatte nun alles erreicht, was sie wollte. Sie fühlte keine Neigung, um Ruhm oder Rache zu kämpfen, so verschwand auch sie im Wald, und das befreite Häschen folgte ihrer weißen Blume wie einem Leuchtturme, bis sie in einer sicheren Ecke des Moores angelangt war.

Ernest Seton Thompson.

Lügenmärchen.

Aus Böhmens „Deutsches Kinderlied“.

Ich will euch singen und will nicht lügen:
Ich sah drei gebratene Hühner fliegen,
sie flogen also schnelle,
sie hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt,
den Rücken nach der Hölle.

Ein Amboß und ein Mühlenstein,
die schwammen zusammen über den Rhein,
sie schwammen also leise.
Da fraß ein Frosch einen glühenden Pflug
zu Pfingsten auf dem Eise.

Es wollten drei Kerls einen Hasen fangen,
sie kamen auf Krücken und Stelzen gegangen;
der eine konnt nicht hören,
der andre war blind, der dritte stumm,
der vierte konnt sich nicht rühren.

Nun will ich erst singen, wie es geschah:
Der Blinde zuerst den Hasen sah
im Feld geschwind hertragen.
Der Stumme rief dem Lahmen zu,
da faßt ihn der beim Kragen.

Es segelten etliche über Land,
die Segel hatten sie in den Wind gespannt
und segelten auf den Feldern.
Sie segelten auf einen hohen Berg;
da ertranken sie all in den Wäldern.

Es ging ein Krebs auf die Hasenjagd:
Die Wahrheit kommt heraus mit Macht
und bleibt nicht lang verschwiegen.
Es lag eine Kuhhaut auf dem Dach,
die war da hinaufgestiegen.

Hiermit will ich mein Lied beschließen,
sollt es die Leute gleich verdrießen,
und will nicht länger lügen;
in meinem Land sind die Fliegen so groß
als hierzuland die Ziegen.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Zetkin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.